Schloß Windsor.

„Dies alles ist mir unterthänig!“ mag die Königin mit größerem Stolze, als der Tyrann von Samos sagen, wenn sie den deutschen Kaiser auf die Zinnen des Rundthurms von Schloß Windsor führt. Der trunkene Blick schweift über zwölf Grafschaften, über eine entzückende, von der Silberader der Themse durchzogene Landschaft, über Thäler und Höhen, über hellgrüne, von dunkeln, vieläſtigen Baumriesen beschattete Auen, über zierliche, in Laubwiegen träumende Dörfchen mit schlanken Kirchthürmchen. Und Windsor selbst — wo in der Welt gibt es ein Königsschloß, welches in ähnlicher Weise die malerischen Formen der Vergangenheit in die Gegenwart gerettet und sich mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit in einen anheimelnden, modernen Landsitz umgestaltet hätte. Auf Schritt und Tritt begegnen sich dort die Spuren einer waffenstarrenden rauhen Vergangenheit mit der trauten Häuslichkeit des 19. Jahrhunderts. Die Schrecken des Mittelalters, die Rundthürme, unterirdischen Gänge, Burgverließe, Schloßgräben, Zugbrücken und Katakomben, alles hat sich dem Wohnlichkeitszwecke oder dem antiquarischen Interesse gefügt, ohne dadurch den alterthümelnden Zauber einzubüßen.

Anfangs stand da nur ein steiler Kalkhügel, der von der Themse aufstieg; Wilhelm der Eroberer krönte ihn mit einer normannischen Feste; Heinrich Beauclerc richtete sich daneben mit seiner sächsischen Königin wohnlich ein; Heinrich III. umgab den Schloßberg mit Wällen und Thürmen und theilte ihn in die untere, mittlere und obere Warte; Eduard III. weihte die untere Warte dem neuen Schutzheiligen Englands, dem heiligen Georg, und baute ihm die prachtvolle St. Georgskapelle; die Königin Elisabeth stattete den obern Theil mit der nördlichen Terrasse aus; Georg IV. erweiterte die normannische Feste in den jetzigen gewaltigen Rundthurm und ließ durch seinen Baumeister Sir Jeffry Wyattville das ganze Schloß mit einem Kostenaufwande von 1½ Millionen Pfund ausbessern; und die Königin Victoria schließlich ergänzte das Werk der Elisabeth durch die Anlage der östlichen Terrasse. Fast alle Herrscher haben dort Wahrzeichen ihrer Wirksamkeit hinterlassen und mehr als irgend ein anderes Bauwerk ist Windsor das Sinnbild der fortlaufenden, an unvermittelten Sprüngen so glücklich armen Landesgeschichte.

In 40 Minuten führt die große Westbahn von London dahin. Kurz vor der Ankunft überschreitet sie die Themse, auf deren grüner Fluth sich Flußhäuser und Ruderboote schaukeln, und unmittelbar hinter der Station, durch den Rundbogen der Einfahrt sichtbar, zieht sich die äußere Ringmauer der Burg entlang, um welche sich die Stadt im Halbkreise lagert. Wir fragen nach den lustigen Weibern, Frau Fluth und Frau Page, nach Sir John Falstaff und seinen Spießgesellen Nym, Pistol und Poins, und nach dem schwülstigen Wirth des Hosenbandgasthofs. Gelebt haben sie und haben Shakespeare, der in jenem Gasthause abstieg, als Modelle gestanden; und in der bunten Menge, welche beim St. Georgs-Feste in die Stadt einzuziehen pflegte, unter den Musikanten, Wahrsagern, Gauklern, Schauspielern und Sterndeutern, war ein Wirthshausleben, wie es der Dichter beschrieb, nicht undenkbar. Heute aber ist Windsor eine nüchterne Provinzstadt geworden mit glücklichen, harmlosen und fast festtäglich ruhigen Einwohnern; und vergebens würde man unter ihnen die unternehmungslustigen Frauen Page und Fluth suchen. Allerdings weiß man, wo ihre Wohnungen sich befanden; liest man doch ihre Namen noch in dem Kirchenregister; auch wird im Hauspark noch die Stelle gezeigt, wo die Eiche des gehörnten Jägers Herne stand, in den Fallstaff sich verkleidete. Ein junger Baum hat sie ersetzt; er trägt die Inschrift: „Dieser Baum wurde von Ihrer Majestät am 12. September 1863 gepflanzt, um die Stelle anzuzeigen, wo Herne's Eiche stand, die am 3. August 1863 umgeweht ward.“

Indessen hat die Stadt im allgemeinen die Vergangenheit und ihre Erinnerung vollständig abgestreift; dagegen gibt es im Schlosse kaum einen Winkel, der nicht die Schatten von Heiligen, Rittern, Dichtern, Königen und Königinnen heraufbeschwört; die englische Geschichte hat sich dort gleichsam versteinert. Im Mittelalter der Schloßüberlieferungen steht die St. Georgscapelle. Tritt man von der Südseite durch den Thorweg Heinrich VIII. ein, so liegt sie vor uns, ein Juwel spätgothischer Baukunst; links davon die Schloßwache und der blumengeschmückte Klostergang, wo die Organisten und niedrigeren Stiftsherren wohnen; rechts im Hintergrunde der majestätisch emporragende Rundthurm. Die Capelle ist epochemachend; von ihr aus verbreitete sich der Cultus des heiligen Georg als Nationalheiliger.

Der neue Heilige kam aus dem Morgenlande, wo ihn Richard Löwenherz bei Antiochien gesehen zu haben glaubte. Er erschien ihm als Ritter in weißem Harnisch auf weißem Rosse mit blutrothem Kreuze auf dem weißen Waffenhemde. Im Laufe der Zeit häufte man auf ihn alle möglichen Legenden machte ihn zum Drachentödter und zum Schützer des tiefen Meeres, ordnete ihm alle andern Nationalheiligen unter und zog schließlich in's Feld mit dem Schlachtrufe: „Gott und der heilige Georg!“ Und als Eduard III. vom Festlande nach Windsor zurückkehrte, war er des Lobes des Heiligen so voll, daß er eine St. Georg-Gesellschaft gründete, einen Verband der Ritter und Edeldamen, der Tapfersten der Tapfern und der Schönsten der Schönen. Alle bisherigen Orden waren religiöser oder kirchlicher Natur, dem weiblichen Elemente abhold; der St. Georgs-Orden sollte beide Geschlechter im Dienste des Königs und des Patriotismus vereinigen. Vielleicht liegt darin das Geheimniß seines Namens; weshalb Hosenband- und nicht St. Georgs-Orden? Die Ueberlieferung hat das Räthsel mit dem bekannten Schwanke gelöst: Während der König mit einer Dame tanzte, entfiel ihr ein Strumpfband; er hob es auf und bemerkte den verschmitzt lachenden Höflingen: „Honi soit qui mal y pense“ (Schande dem, der dabei Böses denkt) und machte es zum Abzeichen des Ordens. Der Schwank hat sich in mannigfachen Fassungen durch die Chroniken des Mittelalters gezogen; indessen verblieb das Strumpfband des Ordens Sinnbild und gab ihm den Namen.

Die St. Georgs-Capelle ist ein Museum, ihre Beschreibung würde ein Buch füllen. In dem gedämpften Lichte, das durch das große, mit den Figuren von 75 Königen, Bischöfen und Rittern geschmückte Chorfenster fällt, schimmern die Chorstühle der Hosenbandritter, Schwert und Helmzier bedecken die Rücklehne und ihre Banner hängen darüber. Beim Tode eines Ritters werden diese Insignien hinweggeräumt, es bleibt nur die kupferne Inschriftplatte „als ewiges Gedenkmal zu seinen Ehren.“ Rechts vom Choreingang befindet sich ein Thronsessel der Königin, links der Stuhl des Prinzen von Wales; sobald die Königin beim Gottesdienst ungesehen bleiben will, birgt sie sich in der Emporloge beim Altare. Unter einer Schieferplatte in der Mitte des Chors ruhen die sterblichen Ueberreste Heinrich des Achten, seiner Gemahlin Jane Seymour und des enthaupteten Königs Karl des Ersten; fast fühlte man die Schauer; der Geschichte, wenn man darüber wegschreitet.

In der Capelle spielen sich jetzt die höchsten Staatsprunk- und Trauerfeste ab, Vermählungen und Beerdigungen; zu beiden erheitert oder verdüstert sich der Capelle Pracht. Oeffnen sich ihre Thore zum letzten Gange eines erlauchten Erdenpilgers, so ziehen der Bahre voran die Choristen, Stiftsherren und der königlichen Familie. Die feierlichen Klänge des „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ durchrauschen den Raum, und wenn der Gottesdienst sich seinem Ende naht, senkt sich langsam der unter Blumen und Kränzen begrabene Sarg in die Gruft. Der Wappenherold ruft die Titel des Verblichenen aus, die Capelle leert sich.

Ein anderes Bild! Trompetengeschmetter kündigt eine fröhliche Schaar an; es wächst hinein eine bunte Menge von Staatsbeamten, Diplomaten und hochedlen Damen in goldverbrämten Uniformen und ausgesuchten Toiletten, es singt und klingt und blitzt und läutet, und wenn sich dann alles im Chore versammelt hat, fällt das Jawort von seligen Lippen, die Banner strahlen vor Wonne, die steinernen Engel im Schiffe scheinen leise die Flügel zu bewegen und die düsteren Bischöfe auf dem Westfenster lächeln fast ob des Glückes des Brautpaares.

Bei der Anwesenheit der Königin weht vom Rundthurm die 32 Fuß lange und 21 Fuß breite königliche Standarte. Der Besuch der oberen Warte, wo sich die Prunk- und Privatzimmer befinden, ist dann untersagt. Auf viele Millionen beläuft sich der Werth der Bilder, Vasen, Gobelins und Marmorwerke, die sich in diesen Gemächern befinden: in dem Audienzsaal, dem Vandycksaal, dem Zuccarellisaale, dem Staatszimmer, der Staatstreppe, der Waterloogalerie, dem großen Empfangssaale und der St. Georgshalle. Letztere, 202 Fuß lang und mit einem 150 Fuß langen Tische, ist den Rittern des Hosenband-Ordens gewidmet, deren Wappenschilde seit der Gründung des Ordens in die flache Decke eingelegt ist.

Die Waterloo-Galerie enthält die Bildnisse aller Persönlichkeiten aus der Periode, die mit der Schlacht von Waterloo schließt, meist von Sir Th. Lawrence gemalt, unter ihnen natürlich an erster Stelle der eiserne Herzog, der Herzog von Wellington. Das Vandyckzimmer, welches für den deutschen Kaiser bestimmt ist, sowie das Zuccarelli-Zimmer sind mit Kunstwerken beider Meister angefüllt. In dem viereckigen Hofe (Quadrangle), der von den Prunkzimmern, dem Rundthurme, den Privatgemächern der Königin und dem Gefolgeflügel umschlossen wird, erhebt sich eine Reiterstatue Karls II., weniger merkwürdig durch ihren Kunstwerth als durch die Legende, wonach der Künstler, der ein tadelfreies Werk zu schaffen versprochen, sich aufhängte, als er fand, daß er die Steigbügel vergessen hatte.

Der Trotz des stolzen Baues entladet sich nach Osten und Norden in breiten Terrassen; es offenbart sich darin weibliche Hand und Geschmack. Die nördliche Terrasse stammt von der guten Königin Beß; hier ruhte sie sich aus, studirte sie, ließ sie sich Theaterstücke aufführen und empfing Dichter, Philosophen und Seefahrer, wie Spenser, Bacon und Raleigh. Die Ostterrasse, die sich vor den königlichen Privatzimmern hinzieht, ist das gemeinsame Werk der Königin Victoria und des Prinzgemahls. Innerhalb derselben, gegen die Terrasse durch eine dichte Orangerie abgeschlossen, befindet sich der tieferliegende Blumengarten, der durch geschickt vertheilte Vasen und Statuen von Apollo, Ceres, Diana und Saturn den Charakter eines idyllischen Götterhains erhielt. Dank der unermüdlichen Sorgfalt des hohen Paares wandelte sich die Burg allmählich in einen englischen Landsitz um, wo es, unfern von dem Londoner Riesenbabel, der Erziehung seiner Kinder lebte. In der Reitbahn ward mir noch der erhöhte Sitz gezeigt, von wo es den Reitübungen Berties, des Prinzen von Wales, zuschaute. Im Laufe der Zeit entstanden die berühmten Küchen- und Obstgärten, die allen ähnlichen Einrichtungen der Welt als Muster dienen können; der gewaltige Bedarf des königlichen Haushalts wird dort gedeckt, mag sich nun der Hof in Windsor, Buckingham Palast, Osborne oder Balmoral befinden. Auf dem ganzen Bau ruht jetzt ein Hauch wohnlichen Glücks und wonniger Zufriedenheit, und mehr noch als zu der Königin Elisabeth Zeit ist die Aufforderung in Erfüllung gegangen, welche in Shakespeares „Lustigen Weibern“ die Feenkönigin an die Elfen richtete:

Durchsucht von inn' und außen Windsors Schloß;
Streut Glück in alle heil'gen Räum', ihr Feen,
Das sie bis an den jüngsten Tag bestehn:
In würd'ger Zier, gesund und unversehrt,
Der Herrscher ihrer, sie der Herrscher werth.

Wilhelm II. ist nicht der erste deutsche Kaiser, der nach Windsor als Gast kommt. Ihm ging im Jahre 1416 Kaiser Sigismund voraus; er erhielt den Hosenbandorden und schwur mitsammt seinen Rittern und Knechten, daß England und Windsor ein Paradies, wo die Nahrung gut, die Frauen schön, das Bier stark und die Hufschmiede gefällig seien. In einem wesentlichen Punkte unterschied sich indessen sein Besuch von dem heurigen. Als sein Boot sich bei Dover der Küste näherte, richtete des Königs Bruder, der Herzog von Gloucester, mit gezogenem Schwert an ihn die Worte: „Beabsichtigt Ihr irgend eine Gerichtsbarkeit in unserm Königreich auszuüben?“ Erst als Kaiser Sigismund dies verneinte, durfte er landen. An den Kaiser Wilhelm wird diese Frage nicht gestellt werden.

Die Rheinreise.

Arthur, ein junger Kaufmann aus Berlin S., war „soweit ein guter Ehemann“, wie es im Freundes-Jargon der Leute in der Nachbarschaft hieß, er war um sein Frauchen besorgt, erfüllte jeden Wunsch, den er ihr an den schönen dunkelblauen Augen absehen konnte. Und er war es jeder Zeit im Stande, denn die Wünsche Elsens, so hieß das junge Weibchen, waren nicht unvernünftig. Nur in einem Punkte schien Arthur, entgegen seiner weichherzigen Art, seiner Frau gegenüber den unerbittlichen Tyrannen herauszukehren — er schlug alle ihre Bitten, die darauf abzielten, ihn zu einer gemeinsamen Sommerreise zu bewegen, ziemlich entschieden ab. Selbst die übliche Hochzeitsreise hatte das junge Paar nicht unternommen; er brachte damals schon allerlei Gründe gegen das Zusammenreisen im Allgemeinen und das Hochzeitsreisen im Besonderen war, Gründe, unter denen besonders der eine die Hauptrolle spielte, daß unterwegs sich leicht Zwieträchtigkeiten im Wesen ergäben, welche nicht so schnell auszugleichen seien. Denn unterwegs gebe sich der Mensch, wie er sei, und der Mensch, wie er sei gehöre nicht zu den angenehmsten Geschöpfen.

In neuerer Zeit hatte Arthur all' diesen Gründen noch etwas Wichtiges, Bedeutsames hinzuzufügen gewußt, das eines gewissen Eindruckes auf das sanftmüthige Weibchen nie verfehlte. Er sprach mit Emphase davon, wie gefährlich heute eine Reise zu Zweien für den ganzen Hausstand, für die ganze Familie werden könne, denn nach der Katastrophe von Mönchenstein und nachdem es erwiesen sei, daß geflickte Schienen so gang und gäbe seien, wie geflickte Stiefel beim Handwerksburschen, dürfe ein Ehepaar, dessen Bund mit Kindern gesegnet sei (sie hatten zwei hübsche Jungen), nicht gemeinsam sich einem Bahnzuge anvertrauen. Wenn schon ein Opfer fallen solle, dann wolle er dies Opfer sein, der Mann müsse ja hinaus in's feindliche Leben der Eisenbahn-Entgleisungen und wirken und streben, das Glück zu erjagen, die Frau aber müsse zu Hause bleiben und sich den Kindern erhalten.

Else war durch solche Philosopheme stets bis in's Innerste erschüttert und wußte nichts darauf zu erwidern. Was sollte sie auch? War es doch immer wieder die große Liebe Arthurs zu ihr und den Kindern, die aus solchen Worten sprach, und so entbehrte sie zwar viel, denn sie war eine begeisterte Naturfreundin, aber beugte sich seinen Ausführungen. Im Grunde jedoch war es nur die liebe Bequemlichkeit, welche Arthur dazu bewegte, den Wünschen Elsens in Bezug auf gemeinschaftliche Reisen ein starres „Nein“ entgegenzusetzen. Dann vielleicht noch ein gewisser philosophischer Hang zum einsamen Grübeln, und endlich eine Scheu, daß hier und dort bei bekannten Hoteliers durch unbedachte Aeußerungen grelle Streiflichter auf sein früheres ungebundenes Junggesellenleben fallen könnten. Kurz, so kam es, daß Arthur sehr oft reiste, wozu ihn sein geschäftlicher Beruf nöthigte, und Else nie. In der Zeitperiode, in welcher die Meinung der Nachbaren und die Hitze des Asphaltpflasters die Weltstadtbewohner der höheren Steuerklassen in die Sommerwohnungen drängten, wurden Else und die Kinderchen in einem der üblichen Sommerdörfer in der Nähe Berlins untergebracht, in welchen man die ersten Wochen friert und die Falb'schen „kritischen Tage“ in unzulänglichen Zimmerchen zubringt und in den letzten die furchtbaren Wirkungen des märkischen Staubes kennen lernt.

In diesem Jahre that Arthur noch ein Mehr. Er quartierte seine Frau und Buben in einem thüringischen Wasserdorf ein. Wasser innen, Wasser außen. Es gab dort eine Kaltwasserheilanstalt, schlechte Wege, mäßiges Essen und eine unmäßige Kurtaxe, außerdem „regnete der Regen jeglichen Tag“, was sich im Citat sehr schön, in Wirklichkeit scheußlich ausnimmt. Was Wunder, daß Frau Else seufzte, wenn sie dieser Badeherrlichkeit nachsann und noch mehr, als sie bei der letzten Anwesenheit ihres Mannes von diesem hörte, er werde bald auf einige Tage in Geschäftsangelegenheiten nach dem Rhein reisen müssen. Nach dem Rhein! Alle zurückgedämmte, eingeengte Sehnsucht nach dem „Wundersamen,“ „Blauen“, wie es die Ibsenianer nennen, tauchte wieder in ihrer Seele auf. Eine Rheinreise! Es war das Ideal seit ihrer Mädchenzeit, und nie, wie es schien, sollte es sich verwirklichen. Sie werde verwelken, verblühen und darüber sterben. — Doch, es geschehen noch Wunder. — War es ein Traum, als nach drei Tagen schon Arthur in das thüringische Wasserdörfchen zurückkehrte und Elsen seinen Entschluß mittheilte, daß sie Beide eine Rheinreise machen wollten? Nein! es war Wirklichkeit und Arthur machte bei seinem unerwarteten Vorschlage ein so freundliches liebes Gesicht, daß Else ihm stürmisch um den Hals flog und ihn abschmatzte.

Vergessen war die Eisenbahn-Katastrophe bei Mönchenstein, vergessen waren die geflickten Schienen, er lachte jetzt selbst über seine unnützen Befürchtungen. In Deutschland werde sicher gebaut und auf die amtlichen Revisoren könne man sich verlassen. Sogar die „große Rheinreise“ wollte er machen, der gute Mann, und nicht die im Reichskursbuch als „kleine“ bezeichnete. Das Einpacken ging ihm nicht schnell genug und nicht die Rückreise nach Berlin, wo man die Jungen bei einer guten Tante unterbrachte. Dann ging es über Frankfurt, Wiesbaden an den Rhein! Else plätscherte in Wonne. Es war ihre verspätete Hochzeitsreise. Sie war selig. Und ihre Seligkeit wurde noch vermehrt, als ihr von Berlin aus ein Brieschen einer ihrer „guten Freundinnen“ nachgeschickt wurde, in welchem diese „gute Freundin“ ihr, so leid es ihr thue und so schmerzlich es ihr sei, die Mittheilung machte, daß man sich in Bekanntenkreisen erzähle, Arthur, der Feind des „Reisens zu Zweien“, sei in der Nähe von Frankfurt mit einer Dame gesehen worden.

Wie sehr die „gute Freundin“ die arme Else bedauere, das ging auf vier engbeschriebene Seiten gar nicht hin, es mußten acht dazu genommen werden. Else schüttelte sich vor Lachen. Die „mit ihrem Mann gesehene Dame“ war sie ja selbst. Ja, in unserer Telegraphen- und Telephon-Zeit mit dem Motto „Schnelligkeit ist das halbe Leben“ geht auch die Verleumdung schneller als sonst.... Unterwegs bekam auch Arthur ein Brieschen seines Freundes, in welchem dieser anfragte, wie denn die Affaire von Wiesbaden abgelaufen sei. Und darauf antwortete Arthur, der so schnell von seinen Ansichten Bekehrte, ungefähr Folgendes:

„Ja, es war scheußlich. Ich denke, der Schlag treffe mich, als ich dies Mädchen in Wiesbaden wiedersehe. Alle meine Jugendthorheiten standen leibhaftig vor mir auf. Ich habe ihnen abgeschworen. Aber das Mädchen stellte mich. Ich mußte sie auf einem Spaziergange durch den Kurpark begleiten. Wie auf heißen Kohlen ging ich. Wenn mich ein Bekannter sähe und die bösen Zungen der freundlichen Nebenmenschen es meiner Frau hinterbrächten! Es wäre mir scheußlich gewesen, denn ich hasse die Donjuannerieen der Ehemänner und möchte meiner Frau keine trübe Stunde bereiten. Und richtig. Nicht ein Bekannter, nein! zwei, drei waren da. Berliner sind ja überall. Sogar in Storlien, in der nördlichsten Eisenbahnstation Schwedens, habe ich einmal drei Berlinerinnen beim Skat gefunden, beinahe erfroren. Ich bin überzeugt, die Bekannten hatten mich auch gesehen und berichteten es brühwarm nach Berlin. Da mußte dann ein radikaler Entschluß gefaßt werden. Um allen Klatschereien die Spitze abzubrechen, gab es nur ein Radikalmittel: alle Prinzipien über Bord werfen und schnell eine Rheinreise mit meiner Frau. — Das that ich denn auch und so bin ich hier. Wie wenig ich mich in den Gesinnungen der lieben braven Nebenmenschen getäuscht, zeigte mir heute ein Brief einer „guten Freundin“ meiner Frau, welche in schonender Form die furchtbare Neuigkeit meldet, daß ich mit fremden Damen umherreise. Meine Frau dat sich halbtodt gelacht.— Mein Ruf ist gerettet.“ — Für das nächste Jahr erhofft Else eine Reise nach der Schweiz und vielleicht täuscht sie sich nicht, wenn der ängstlich auf seinen Ruf bedachte Arthur in Luzern etwa wieder eine alte Bekannte trifft.

— **Gegen die Straßenschleppe**, das Modeungethüm, welches jetzt wieder allenthalben grassirt, äußert sich eine konsequent Schleppenlose in folgenden drastischen Stachelversen: „Wenn ich durch die Straßen geh' — Und die langen Kleider seh', — Denk' ich still in meinem Sinn: — Sauberkeit, wo kommst du hin?! — Nimmermehr kann ich's begreifen, — Seh' ich so die Damen schleifen — Durch den Staub der Kleider her, — Daß so schön die Mode wär': — Mit den Kleidern aufzufegen — Alles, was liegt auf den Wegen! — Arabesken, kühn geschwungen, — Ohne Rücksicht auf die Lungen, — Der Gesundheit keck zum Trutz, — Zeichnen sie im Straßenschmutz! — Und nun denk' man erst, — o Graus! — Wie sieht es von innen aus!! — Stiefel, Strümpfe und so weiter, — Ach, 's ist wirklich gar nicht heiter, — Rocksaum, Litze und Garnirung, — Alles starrt von Schmutzverzierung! — Und das nennt man elegant?! — Da ist mir ein Spruch bekannt, — Der drauf paßt: „Von Außen Hui! — Aber Innen, Innen: Pfui!!!“

— **Bezeichnend.** Unterarzt (einer Klinik): Der Patient auf No. 27, der die unbedeutende Wunde am Kopfe hat, heult und schreit, als ob er die größten Schmerzen hätte. Director: Den schicken wir einfach weg. Schreiben Sie ihm in's Krankenbuch: „als geheult entlassen.“

— **Devotion.** Schreiber (zum Präsidenten, den er auf der Straße trifft): Entschuldigen Sie gütigst, Herr Präsident, daß mein Hund Sie anbellt, —das ist so seine Art, seine unterthänigste Ergebenheit auszudrücken.

Eine Verlobung im Tunnel.

Humoreske von Ernst Colling.

Miß Elli Bartelot war sehr stolz. Während sie sich gegen die Angehörigen ihres Geschlechts liebenswürdig, sanft und gutherzig zeigte, hatte sie für die Männer und besonders für die, welche sie mit Huldigungen überhäuften, nichts als ironisches Lächeln und spöttische, oft herbe Worte. Ihren glühendsten Verehrern reichte sie kaum die Fingerspitzen und behandelte sie mit einer beleidigenden Geringschätzung. Und doch befanden sich unter denselben geistvolle und reiche Männer und ernsthafte Freier, die jede Andere mit Vergnügen angenommen hätte.

Elli konnte allerdings stolz sein. Ihr Vater — ein pensionirter hoher Militär — war ein Millionär und führte ein fürstliches Haus. Sie selbst hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und die gütige Natur hatte sie an Geist und Körper in gleich hervorragender Weise begabt. Das allein aber, so sagte man sich in der Londoner Gesellschaft, konnte unmöglich die Ursache dieser abweisenden Kälte gegen die Herrenwelt sein; sie widersprach gar zu sehr den übrigen vortrefflichen Charaktereigenschaften dieses Mädchens. Man vermuthete darum, daß Elli tief in ihrem eisumpanzerten Herzen eine unglückliche Liebe trüge zu einem Manne, der sie verschmähte, und ihr Herz aus diesem Grunde für alle Anderen todt sein müsse.

Diesen Beneidenswerthen suchte man in der Person Arthur Jamsons, einem eigenthümlichen Manne, der ein häufiger Gast im Hause Bartelot war, von dem man aber nicht wußte, ob er thatsächlich den Verehrern Elli's beizuzählen sei. Er war einige dreißig Jahre alt, sehr reich und hatte den besten Ruf. Er war Phlegmatiker, die Ruhe selbst; nichts brachte ihn in Aufregung. Seine Unterhaltung war stets ernst, und seine Bemerkungen zeugten von einem scharfen Verstande und überraschend feinem Beobachtungsvermögen. Von allen Damen aber konnte sich keine rühmen, mit ihm länger als fünf Minuten gesprochen zu haben, als Elli allein. Diese würdigte er seiner stets geistreichen aber still und ernst geführten Unterhaltung. Und Elli hörte ihm zu mit glänzenden Augen, sie bevorzugte ihn, soweit ihr Stolz dies zuließ, sichtbar. Trotzdem erschien plötzlich Jamson nicht mehr an den Gesellschaftsabenden im Hause Bartelot.

Es muß etwas zwischen ihnen vorgefallen sein, flüsterten sich die Gäste zu, und das Gerücht hatte Recht, es war etwas vorgefallen.

Eines Tages war Arthur Jamson bei Elli erschienen, er hatte ihr gerade und fest in die Augen gesehen und dann gesprochen:

„Miß Elli, Sie werden es wohl bereits wissen, wie es mit mir steht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie mehr Antheil an mir nehmen, als an den anderen Männern, welche Sie umschwärmen. Ich biete Ihnen meine Hand und mein Herz. Können Sie sich entschließen, meine Frau zu werden?

Elli ergriff die Hand nicht, die er ihr bot. Zornig trat sie einen Schritt zurück, und bleich, mit bebenden Lippen rief sie ihm zu: „Niemals!“

Jamson sagte nichts, er schaute sie nur traurig und etwas bleicher als sonst, im Uebrigen aber so ruhig wie immer an. Elli reizte diese Ruhe noch mehr, ihre Brust wogte.

„Wenn wir uns zehntausend Fuß tief unter der Erde wiedersehen, dann wiederholen Sie Ihren Antrag“, fuhr sie zornbebend fort, „dort bieten Sie mir Ihre Hand und ich werde sie dann nicht zurückweisen,“ schloß sie mit beißendem Spott.

Ueber Jamsons ruhiges Gesicht glitt ein heller Schein und um seinen Mund spielte ein feines Lächeln — nur eine Sekunde, dann war er wieder so bedächtig und sicher wie immer.

„Sie sprechen im Ernst, Miß Bartelot?“ fragte er höflich.

„Ja, zehntausend Fuß unter der Erde — das schwöre ich“, antwortete Elli mit erhobenem Arme.

„Ich habe Ihr Wort,“ sprach freundlich Jamsan und entfernte sich mit einer höflichen Verbeugung.

Elli aber eilte in ihr Zimmer, warf sich auf das Sopha und weinte herzbrechend; denn sie liebte Jamson leidenschaftlich, wie eben sie nur lieben konnte. Sie hatte ihn abgewiesen, weil seine Ruhe und stolze Männlichkeit sie tief beleidigte. Wäre er ihr zu Füßen gefallen, wie ihre anderen Anbeter, sie hätte sich ihm jubelnd in die Arme geworfen. Was sie bei anderen haßte und verachtete, das ersehnte sie mit der ganzen Kraft ihres Herzens von diesem Manne. Wenn er ihr nur ein schmeichelndes Wort gesagt haben würde, nur durch ein Zeichen, einen schwärmerischen Blick verrathen hätte, daß er besiegt sei durch ihren Zauber; aber er hatte kein Verständniß für ihr heißes Sehnen, welches ihr Inneres verzerrte.

Gegenüber allen Zeichen ihrer Liebe behielt er seine empörende Gleichgiltigkeit und zeigte eine Sicherheit, wie ein Basilisk, der einen kleinen Vogel gebannt hat und ihn verschlingt, wenn es ihm gut dünkt. Dieses Vögelchen wollte sie nicht sein, er sollte sich getäuscht haben; und als er nun so selbstbewußt mit seiner Werbung kam, da explodirte der seit langem angehäufte Zündstoff der Leidenschaft und des Verdrusses!

Elli war nach diesem verhängnißvollen Tage noch bleicher als gewöhnlich, ihr Mund fester geschlossen und ihre Haltung noch ablehnender als früher.

Herr Bartelot hätte Arthur Jamson gern zum Schwiegersohn gehabt. Er sprach sich nach der Katastrophe, von der er nichts Näheres, weder von seiner Tochter noch von Jamson erfahren, gegen Elli deshalb aus.

„Jamson besucht uns nicht mehr,“ begann er vorsichtig, „was hast Du ihm gethan?“

„Wir haben uns entzweit“, erwiderte darauf eiskalt Elli.

„Er ist ein ehrenhafter Mann, den ich vor Allen gern als Deinen Gatten begrüßt hätte,“ fuhr Herr Bartelot mit mehr Gefühl, als er sonst merken zu lassen pflegte, fort.

„Er ist mir unausstehlich,“ entgegnete Elli sichtlich gereizt.

„Das ist nicht der Grund, der Euch trennt,“ sprach ernst Herr Bartelot und richtete seine scharfen Augen auf seine Tochter, „es ist allein der Hochmuth Deines Herzens, der auch diesen edlen Mann verwirft. Du machst Dich unglücklich,“ schloß darauf der alte Vater auffallend weich.

Von dieser Stunde ab sprachen sie nicht mehr darüber.

Herr Bartelot verkehrte jedoch jetzt mehr mit dem abgewiesenen Freier seiner Tochter als früher, stets aber außer seinem Hause. Wer in Elli's Herz hätte blicken können, der würde unter ihrem Stolz und ihrer Kälte eine Gluth entdeckt haben, deren Gewalt noch geschürt wurde durch Reue und Verzweiflung.

Somit vergingen zwei lange Jahre. In dieser Zeit näherte sich Jamson Miß Elli nicht; jedoch fiel es scharfen Beobachtern auf, daß der Mann, welchen die Gesellschaft mit der stolzen Schönheit in Verbindung gebracht, diese sozusagen umkreise, allerdings so vorsichtig und zurückhaltend, daß nur Wenige solches wahrnahmen.

Da reiste Jamson eines Tages plötzlich nach Paris. Es hieß, er unternehme eine Vergnügungstour, und eine Woche später eröffnete Herr Bartelot seiner Tochter, daß er die gleiche Absicht hege.

„Ich mache eine Sommertour über Paris nach der Schweiz und Italien,“ begann er in seiner militärisch kurzen Weise beim Mittagessen. „Ich will Dir nicht verhehlen, daß Jamson mich eingeladen, ihm zu folgen; ich werde mich ihm zwar nicht anschließen für die ganze Reise, ein Zusammentreffen mit ihm ist jedoch unvermeidlich, und ich frage dich deshalb, ob Du mich begleiten willst.“

Ohne sich zu besinnen, antwortete Elli: „Ja, ich werde mitkommen. Europa ist groß und wir werden nicht immer zusammen sein.

In ihres Vaters Zügen leuchtete es wie verhaltene Freude. Elli bemerkte es nicht, denn sie schaute beharrlich auf ihren Teller und suchte mit aller Kraft ihre Erregung und das heftige Klopfen ihres Herzens niederzukämpfen.

Als sie in ihrem Zimmer allein war, weinte sie laut. „Ich werde ihm nie angehören können,“ sprach es in ihrem Herzen, „es steht ja der unglückselige Schwur zwischen ihm und mir!—“

Dem schnellen Entschluß des Herrn Bartelot folgte rasch die That, und eine Woche später waren Vater und Tochter schon in Paris und trafen alsbald mit Jamson zusammen. Die Begegnung war jedoch flüchtig, und Jamson war so ruhig, leidenschaftslos und höflich, wie immer, während Elli, deren Brust fast zu sprengen drohte, vom Uebermaß sich widersprechender Empfindungen, ganz gegen ihren Willen sich steif und theilnahmslos benahm.

Arthur Jamson reiste von Paris nach dem Süden. Auch Elli's Vater fand plötzlich die glänzende Hauptstadt Frankreichs nicht mehr interessant genug, um ihn noch länger zu fesseln, und trat mit seiner Tochter ebenfalls die Weitereise nach der Schweiz an.

In Luzern trafen Bartelot's und Jamson sich wieder, und man wohnte, wie zufällig in demselben Hotel. Elli und Arthur Jamson saßen bei der Mittagstafel nebeneinander, und dem Mädchen blutete das Herz bei der sich stets gleichbleibenden kalten Sicherheit des geliebten Mannes. Jamson erklärte, daß er auf der neueröffneten Gotthardbahn nach Mailand weiter zu reisen gedenke.

Herr Bartelot zeigte sich erfreut, daß er dieselbe Tour schon morgen antreten werde und sie dann wahrscheinlich doch zusammen reisen würden.

Jamson verbeugte sich artig und sprach schlicht und einfach und ohne jede Erregung aus, daß ihm das sehr angenehm sei. Elli saß still und schaute vor sich nieder, sie kämpfte bei dem so heiteren Tone ihres Nachbars mit Thränen.

Am nächsten Morgen traf man sich auf dem Dampfer und in Fluelen bestieg man die Eisenbahn. Der Zug war sehr besetzt, die drei Reisenden konnten nicht nebeneinander sitzen. Jamson mußte einen Platz am entgegengesetzten Ende einnehmen.

Der Zug stieg in die Höhe, über Wiesen, durch Wald und Felsen, an Wasserfällen vorbei über Brücken und Viaducte; der mächtige Koloß St. Gotthard, trat näher und Göschenen war erreicht.

Hier hielt der Zug. Die Locomotive wurde gewechselt und die Lampen angezündet, dann ertönte ein langgezogener Pfiff, das Läuten der elektrischen Glocken, und hinein fuhr der Zug in den gigantischen Erdwall, der, bis in die Wolken sein ewig eisbedecktes Haupt erhebend, Italien von dem deutschen Lande trennt. Die Erregung der Reisenden war groß; die Temperatur im Wagen stieg, und die zuerst hell brennenden Lampen bekamen ein trübes röthliches Licht, welches dem Innern des Wagens einen feierlich düsteren Charakter verlieh.

Die Hälfte der Fahrzeit — zwanzig Minuten — war bereits unter dem erwartungsvollen Schweigen der Reisenden verflossen, und weiter brauste der Zug, dröhnten dumpf die rollenden Räder.

Da ereignete sich etwas Seltsames.

Ein bisher still auf seinem Platz sitzender Herr erhob sich und schritt bis zu dem entgegengesetzten Ende des Wagens, wo Herr Bartelot und seine Tochter saßen. Er blieb hochaufgerichtet vor Elli stehen und sprach mit halblauter Stimme:

„Miß Bartelot, wir sind zehntausend Fuß tief unter der Erde. Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen — wollen Sie meine Frau werden?“

Eine sonderbare Pause trat ein. Das rothe Licht fiel schwankend auf die hohe imposante Gestalt des Mannes. Er hatte englisch gesprochen, aber die meisten Passagiere mußten ihn verstanden haben, denn Alle hatten sich von ihren Sitzen erhoben und starrten verwundert nach ihm und der jungen Dame hin, der seine Anrede galt. Athemlos lauschte man den Dingen, die sich dort entwickeln würden.

Man bekam nicht viel zu hören, und die Scene fand einen so schnellen Abschluß, wie sie plötzlich und überraschend gekommen war. Die junge Dame erhob sich hastig von ihrem Platze, ergriff die Hand des vor ihr stehenden Mannes und flüsterte ihm mit bebender Stimme in's Ohr: „Ja, ich will Dich!“—

Plötzlich ertönte ein lauter Pfiff, das Tageslicht begann zu leuchten; alle Reisenden stürzten an die Fenster, um den Ausgang des Riesentunnels zu sehen.

Der Zug hielt, und ehe die neugierigen Reisenden sich noch des Abenteuers, dessen Zeugen sie eben gewesen, erinnern und nach den handelnden Personen dieses originellen Dramas ausschauen konnten, hatten diese bereits den Wagen verlassen und ihre Plätze waren leer. Der Zug fuhr weiter in das schöne Italien hinein, zu Cypressen- und Orangenhainen.

Herr Bartelot mit seiner Tochter und Arthur Jamson gingen den Weg nach Airolo hinab. Elli schritt am Arme Jamsons voraus, während ihr Vater eifrig die landwirthschaftlichen Schönheiten zu bewundern schien.

„Und Du hast diese ganzen zwei Jahre daran gedacht?“ fragte Ella glückselig.

„Von dem Augenblick an, als Du von den zehntausend Fuß unter der Erde sprachst, setzte ich meine Hoffnung auf diesen Augenblick und habe sehnsüchtig auf die Eröffnung der Gotthardbahn gewartet.“

„Du bautest so felsenfest auf mein Wort?“ fragte Elli weiter.

„Ja, weil ich glaubte, daß Du mich nur aus Stolz und Laune abgewiesen, da ich fast ein wenig ungestüm vorging. Weil ich aber sah und fühlte, daß Du mich liebtest, so schien es mir unmöglich, daß Du mir ewig zürnen könntest, und die zwei Jahre, in welchen Du alle Freier abgewiesen, haben mich in meinem Vertrauen nur bestärkt.“

„So hast Du mich zwei Jahre lang in meiner Pein gelassen,“ schmollte Elli.

„Ei gewiß,“ lachte Jamson. „In der Stunde, als Du das Spottwort von den zehntausend Fuß aussprachst, stieg bei mir die Idee auf, daß dies das Mittel wäre, Dich Dir selbst abzutrotzen.“

Elli warf einen innigen Blick in die Augen Arthurs.

„Weißt Du übrigens,“ sprach sie darauf mit schalkhafter Miene, „daß dreitausend Fuß an den zehntausend fehlen? Göschenen und der Tunnel liegen gerade dreitausend Fuß über dem Meere. Wenn Du Dich also nicht gut beträgst, kann ich diese als Scheidungsgrund geltend machen.“

„O das wußte ich wohl,“ erwiderte herzlich lachend Jamson. „Aber, liebes Kind,“ setzte er etwas ernster hinzu, „ich verspreche Dir, daß Du niemals Ursache haben sollst, diesen oder einen anderen Scheidungsgrund, gegen mich in's Feld zu führen!“

Pariser Humor.

Man erzählt in Gegenwart eines Marseillers — die Prahlsucht der Südfranzosen ist eine bekannte und oft bespottete Thatsache — von einem Manne, der es vorzüglich verstanden habe, Thierstimmen zu imitiren.

„Das ist gar nichts,“ sagt der Sprößling aus der Stadt der Bouillabaisse, „ich habe einen Mann gekannt, der so großartig dem Hahn nachmachen konnte, daß, wenn er zu krähen begann, die Sonne aufging.“

Demselben Marseiller spricht man von einem wunderbaren Zwillingspaar — zwei Schwestern, die nur einen Rumpf hatten.

„Pah!“ sagte er, „in Marseille haben wir schon vor Jahren so etwas gesehen; nur waren es damals nicht zwei Schwestern, sondern zwei Cousinen.“

Ein Bettler spricht beim Baron von Rothschild vor.

„Der Herr Baron empfängt nicht,“ sagt der Portier.

„Das ist mir gleichgiltig, wenn er nur gibt.“

Ein rasch reich gewordener Gentleman, der von Haus aus nicht gerade an seine Sitten gewöhnt ist, zeigt seinen Freunden das prächtige Hotel, das er sich hat erbauen und einrichten lassen. Alles wird „wundervoll“ befunden, nur bemerken die Freunde, daß an den Fenstern, selbst an denen des Schlafzimmers, die Vorhänge fehlen. Man interpellirt den Hausherrn diesbezüglich.

„Oh, das wäre eine überflüssige Ausgabe gewesen,“ sagt dieser.

„Aber....“

„Oh ja, ich weiß, was Sie sagen wollen, meine Herren.... die Nachbarn gegenüber.... Allein, sehen Sie, die haben ja selber Vorhänge an den Fenstern und das genügt doch.“

— **Kein Abschreckungsgrund.** Tochter: „Denke Papachen, da hat Cousin Fritz einen großen Korb Weintrauben geschickt und oben darauf lag dieses lange Gedicht!“—Vater: „Schadet nicht, wir essen die Trauben trotzdem!“

— **Rechtermunternd.** Mutter (zur Hausfrau): Ach bitte, nöthigen Sie meine Tochter doch nicht, sie ißt zu Hause auch immer nur sehr wenig. Hausfrau: Aber, liebes Fräulein, thun Sie doch ganz, als ob Sie zu Hause wären!